

## Einer liest

– In memoriam Johannes Bobrowski. –

Es kommt von weit her. Es kommt von draußen zu uns. Aber das ist nun ein Zimmer, das Haus ist am See gelegen, drei Pappeln vor den breiten Fenstern, die sieht man gleich und von überall, so weit man auch hinausfährt. Das Haus hat einmal der Tänzerin Marika Röck gehört. Jetzt ist dort Friedrich Wolfs Totenmaske an der Wand. Das Haus gehört den Schriftstellern.

Einer liest. Es ist dunkel. Wir sitzen in den Sesseln, sitzen am Tisch, sitzen weit zurück in der Dunkelheit, es ist still. Nur dort, wo Bobrowski sitzt, ist Licht und ein bißchen Geraschel, wenn er die Seiten umwendet. Und die Stimme.

Die ist so, wie der Mann ist: Andere mögen das Ihre vielleicht lesen wie irgendeiner, der nicht. Der sagt: Man ist für das Leben nicht eingerichtet. Man hat seine Natur, seine Sinne, in der Stadt fünf, auf dem Land sieben, und es ist ein angenehmes Gefühl, in Tätigkeit zu sein als ein organisierter natürlicher Komplex, künstlich und fein bereitet, hat Neander gesagt. Aber er sagt nun: Das reicht nicht. Er sagt: De homine publico tractatus. Man kommt also an, und dann richtet man sich ein, und dann geht man wieder.

Überhaupt ist das mit ihm immer so: Er lädt seine Figuren und seine Leser zu sich ins Zimmer und unterhält sich mit ihnen. Er will, daß die Leute mitmachen. Die Prosa ist so, wie sie einmal war, als noch mündlich erzählt wurde. Er ist sehr weit wieder hingegangen zum Duktus mündlichen Erzählens und sehr weit hin zu der Sprache, die seine Leute sprechen oder gesprochen haben; er weiß dafür Gründe. Nämlich: er macht das aus Angst. Das ist eine große Angst, davor, daß die deutsche Sprache sich auszehren könne und lahm gehn an langen Stelzen und Krücken, und eines Tages könnte sie dann ganz tot sein. Das hat freilich mit dem Denken zu tun. Auch deshalb braucht er immer einen Partner.

Aber das ist nun schon ein anderes Zimmer. Schriftsteller freilich auch hier. Mikrofone sind aufgebaut. Ein Dutzend beträchtlicher Namen und Begabungen, eine Menge anderes, es ist eine Gruppe, die keine sein will: Sehr viele sind des Geschäfts wegen hier, und sie wissen das auch. Eigentlich mehr eine Börse, hat Neumann aus Brissago im Tessin gesagt. Thomas Mann sagte das noch deutlicher. Aber es gilt als Auszeichnung, dort bloß eingeladen zu sein, und es gibt viele, die das brauchen. Der hier nicht. Ihm macht es großen Spaß. Es ist eine der lustigsten Sachen, die je vorgekommen sind unter Schreibern, und er ist schon sehr für lustige Sachen. Außerdem: es sind ja auch wirkliche Dichter da, wie gesagt. Da kann man also etwas anfangen. Wenn mich ein kleiner Ruhm fände, hat er einmal „An Klopstock“ gesagt, und das wenigstens ist so gekommen. Und ein bißchen ist es gekommen auch von hier.

Wie er nun dem Mikrofon entgegentritt und wie er sich setzt, da begibt sich also eine kleine Stille, die geht nun in die Welt. Wer will, kann hören, obschon es gelernt sein will. Und vor solchen Mikrofonen sagt er etwas zu sich und zu uns und etwas über das, was man sein Thema nennen könnte. Ungefähr: die Deutschen und der europäische Osten. Weil er um die Memel herum aufgewachsen ist, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und Verschuldung seit den Tagen des Deutschen Ordens, die unserem Volk zu Buche steht. Wohl nicht zu tilgen und nicht zu sühnen, aber eine Hoffnung wert und einen redlichen Versuch in deutschen Gedichten. Das hat er gesagt. Und in deutscher Prosa, muß man hinzusagen. Und was die Redlichkeit angeht, da bleibt einem bloß, sich ein bißchen davon vorzunehmen fürs eigene.

So liest er. Also Lobellen. Nein, Lobellen gar nicht. Aber na ja doch. Aber na nein.

Das ist eine ganze Exposition. Mehr hat er nicht nötig. Anderswo kommen indessen der Herr Primgeiger Gawehn ins Dorf und der Herr Professor Voigt, das sind Deutsche aus Tilsit, die zum Herrn Lehrer Potschka wollen, der ist Litauer. Wir schreiben aber das Jahr sechsunddreißig, und der Rechtsanwalt Neumann geht

um, der Memeler „Führer“, krakeelt durchs Land mit diesem Kumpan und jenem Komplizen: Unser Rhein ist unsere Memel. Solche Zeit ist das. Was will also der Professor Voigt, was will der Herr Primgeiger Gawehn? Nun, eine Oper wollen sie schreiben und eine um den Donelaitis obendrein, litauischen Dichter und Prediger und Mechanicus, der die Bauern gegen einen preußischen Amtsrat aufsässig gemacht hat seinerzeit – solche Leute sind das. Wer das aufführen soll? Wer anhören? Ach, keiner. Es wird die Bemühung gezeigt und was ihr entgegensteht. Wie es in Wahrheit weiterging, wissen wir, oder wir müssen uns darauf besinnen. Leute kommen herein und Verhältnisse und Landschaften und diese Musik. Ein bißchen wundern wir uns, daß wir das alles vergessen konnten. Natürlich belehrt er uns, aber er macht das so, daß es einem wie Erinnerung vorkommt. Das klingt herüber wie eins von diesen Liedern, die sie dort singen, und manchmal auch wie eine Fuge des Meisters Bach. Und am Ende weiß Potschka, und wir wissen auch: Das von früher, das geht nicht mehr. Hingehen, das geht nicht. Herrufen höchstens, hierher, wo wir sind. Auch weil es wieder großdeutsch überwestdeutsche Grenzen schallt und die Neumanns wieder umgehen in anderer Verkleidung - hat er das Seine gesagt. Hat das Sträußchen Rainfarn von der Mütze genommen, das unsichtbar macht, wie man sagt, zu Johanni; hat den Sand aus den Schuhen geschüttelt dort, wo Deutschland zu Ende ist: Ich will nicht unsichtbar sein, nicht ungesehen von den Leuten. Es ist nichts: Beobachter sein, der Beobachter sieht nichts. Und fortgehn, weil man noch immer nicht weiß, was das ist? Ach, wie geht man von sich selber fort? Wenn ich dort gewesen bin, sagt er, und dort und immer nur, wo ich jetzt bin, bei mir? Da könnte ich noch hinzusetzen: Und bei meinen Leuten. Aber das brauche ich nicht. Es ist ohnehin das gleiche. Und es ist auch, denke ich, schon gesagt. Elegien, keine Elogen, Bieler hat das gleich gemerkt: Hier ist einem Menschen, einem großen, das Dach vom Haus geflogen. Aber wir sehen ihn schon wieder bei der Arbeit.

Nie wird einem kalt in dieser Prosa, aber oft kalt und heiß. Die Liebe. Die Menschlichkeit. Die Trauer. Die Farbigkeit der Ikone. Verlust ohne Larmoyanz, und es ist nicht die große Gebärde, die den Schmerz verwischt, kein Neunmalkluger weiß alles besser. Das war im Sommer zweiundsechzig. Wir wissen nun: Es war die Wahrheit. Wir wissen auch: Er ist darüber hinausgegangen.

Auch mit diesen kleinen Erzählchens. Das machen wir auf der Straße, und diese hier ist die Friedrichstraße in Berlin, und dort ist das Theater, zu dem wir alle der Einfachheit halber BE sagen. Er hätte da eine Karte, sagt er, aber er wolle nicht hingehen. Nein, sagt er, gegen den Mann hab' ich nichts, also schon gar nichts. Das ist schon einer. Aber diese Kunstweihe, nicht wahr? Und dann sagt er: Weißt du, ich geh' da schon lieber gleich in eine richtige Kirche. Und das ist alles mit in diesem Zimmer, hier, jetzt, und mit dieser Stimme: Ziemlich oben ist es, und draußen sind ein paar Bäume; eine Flasche steht auf dem Tisch. Eine hölzerne Schüssel, wirkliches Schwarzbrot; Tomaten und Knoblauch und Paprika. Und da sind die Bücher. Da sind die Bilder.

Oder es ist das Zimmer, in dem ich lebe. Schlenstedt sagt: Zuletzt ist es dies: die Bewahrung des gelebten menschlichen Lebens. Das Wachhalten des Zorns und der Hoffnung. Das ist vielleicht nicht jedermanns Sache. Aber da ist nichts umkehrbar, und weil es diesseitig ist, ist es hiesig, es ist Geschichte und deshalb unsentimental; das sag' ich auch. Es ist tätig. In einem Geburtstagsgruß, einem letzten, an einen Freund, hat er einmal dessen Fleiß gelobt. Das meine ich. Das hören wir noch, und ein wenig Beifall hören wir, der von draußen kommt in unser Zimmer, dann ist es still. Ich stehe auf, ich lege den Tonarm zurück. Solch eine kleine schwarze Platte.

Er ist nun wieder gegangen. Der geht uns so leicht nicht fort.

Werner Bräunig, 1966, aus Kürbiskern, Heft 1, 1968